

Elisabeth Büchle

HIMMEL
ÜBER FREMDEM LAND

Roman

Die Meindorff-Saga, Band 1

Für Hanne und Gerhard

Personenregister

Familie van Campen, Holland:

Erik, Vater

Tilla, älteste Tochter aus erster Ehe (mit einer Meindorff)

Anki, zweite Tochter aus erster Ehe (mit einer Meindorff)

Demy, erste Tochter aus zweiter Ehe

Rika, zweite Tochter aus zweiter Ehe

Erik Feddo, Sohn aus zweiter Ehe

Familie Meindorff, Berlin

Joseph, Familienpatriarch, Inhaber von Meindorff-Elektrik

Joseph, erster Sohn (Ehemann von Tilla)

Hans (Hannes), zweiter Sohn

Albert, dritter Sohn

Philippe, Pflegesohn der Meindorffs, Sohn einer Familienangehörigen des französischen Meindorff-Zweigs

Großbürgertum, Berlin

Adele Boehmer, Lesezirkel

Kludia Groß, Lesezirkel

Lina Barna, Freundin von Demy

Margarete Pfister, Freundin von Demy

Professor Barna, ihr Vater

Familie Ehnstein:

Brigitte, Cousine 2. Grades und Verlobte von Martin Willmann

Ehrenfried, Vater von Brigitte, Elektrobranche-Kartell

Familie Ahlesperg:

Adalbert, Sohn von Anton

Anton, Elektrobranche-Kartell

Familie Willmann:

Martin Willmann, erfolgreicher Jungunternehmer,

Verlobter von Brigitte Ehnstein, Elektrobranche-Kartell

Familie Scheffler, Scheunenviertel, Berlin:

Erich, Vater

Lisa, Mutter

Lieselotte, älteste Tochter, Freundin von Demy, Frauenrechtlerin

Peter und Willi, Zwillinge

Helene, jüngste Tochter

Deutsch-Südwestafrika/Walvis Bay

Bernhard Walther, Missionar bei Windhuk

Heinz Stichmann, Buchhalter der Diacamp

John Howell, britischer Freund von Philippe

Jennifer Howell, Johns Schwester

Mary Stott, Johns Verlobte

Udako, Philippes große Liebe vom Stamm der Nama

St. Petersburg, Russland

Familie Chabenski:

Ilja Michajlowitsch, Arbeitgeber von Anki

Oksana Andrejewna, Arbeitgeberin von Anki

Nina Iljichna, älteste Tochter

Jelena Iljichna, zweite Tochter

Katja Iljichna, jüngste Tochter

Weitere Familien:

Jewgenia Ivanowna Bobow, Bekannte von Ljudmila

Ljudmila Sergejewna Zoraw, Freundin Ankis

Raisa Wladimirowna Osminken, ältere Freundin von Nina,
wohnhafte in Moskau

Prolog

1908

Graue Regenwolken schoben sich vor den unvollkommenen Mond am nächtlichen Himmel. Die Luft war kalt. Nebel hing zwischen den Bäumen, Sträuchern und Gebäuden wie eine undurchdringliche, dickflüssige Masse und ließ die Konturen der Umgebung verschwimmen. Eine dunkle Gestalt, nicht mehr als ein Schatten, verharrte auf der Brücke jenseits der schützenden Brüstung und blickte in das schwarze, leise gurgelnde Wasser hinunter. Sie wagte einen winzigen Schritt nach vorn, sodass ihre Schuhspitzen gefährlich weit über den Brückenstein hinausragten.

Ein Windstoß blähte den weiten Mantel der Person auf, brachte sie aus dem Gleichgewicht, und nur mit einem kräftigen Rudern der Arme konnte sie einen Sturz in das kalte Nass verhindern.

Minutenlang krallte sie sich mit einer Hand an den vom Nebel feuchten Mauerpfeilern fest, bis sich ihr erhöhter Herzschlag wieder beruhigte. Ihr Blick wurde von der dunklen Wasseroberfläche angezogen, die sich in der Undurchdringlichkeit des Nebels verlor.

Es würde endgültig sein. Für immer vorbei! Aber war es wirklich so einfach, wie ihr Gehirn es ihr auszumalen versuchte? Warum wehrte sich ihr Herz gegen den so sorgfältig erdachten Plan?

Schwere, gemächliche Schritte näherten sich der Brücke, auf der sie noch immer gefangen in ihrer Unschlüssigkeit verharrte. Es war an der Zeit, dass sie eine Entscheidung traf.

Kapitel I

*Bei Koudekerke, Halbinsel Walcheren,
niederländische Provinz Zeeland,
März 1908*

Unter beständig an- und abschwellendem Donnern schlugen die schaumgekrönten Wellen auf dem weißen, leicht ansteigenden Sandstrand auf. Demy vernahm trotz des gewaltigen Brausens des Windes das zischende Geräusch, mit dem sich das Wasser über den Sand, die winzigen farbigen Steinchen und die kleinen Muscheln hinweg in das aufgewühlte stahlgraue Meer zurückzog.

Das Mädchen schlang die Arme um den schlanken Körper, als wolle sie sich vor dem peitschenden, böigen Wind schützen, doch ihre hoch aufgerichtete Gestalt und das erhobene Haupt zeigten deutlich, wie sehr sie die Gewalt des Sturms genoss.

Weißes Gesicht, vom Wind über den Strand getragen, durchnässte ihr hellblaues Kleid und das lange dunkle Haar, und beides klebte beinahe wie eine zweite Haut an ihr.

Demy ballte die Hände zu Fäusten, während sie mit dem nackten Fuß gegen ein schwarzes Stück Schwemmholz trat, sodass es aufflog und vom Sturm seitlich in Richtung der Dünen davongetrieben wurde.

»Ich will hier nicht weg!«, schrie sie gegen den peitschenden Wind an, wobei sie den Schmerz ignorierte, den sie sich durch den derben Tritt gegen das mit Feuchtigkeit vollgesogene Holzstück zugezogen hatte.

»Wie konnte Tilla das nur tun?« Auch diesen entrüsteten und zugleich verzweifelten Ruf trug der Wind mit sich fort.

Sie wandte sich dem schäumenden Meer zu und watete in die ausrollenden Wellen, bis das kalte Wasser bei jeder Woge gegen ihre Knie schwappte und die Gischt ihren Körper einhüllte.

Tilla, Demys sechs Jahre ältere Halbschwester, hatte sich in diesen Tagen mit Joseph Meindorff aus Berlin verlobt, so wie es ihr Vater gewünscht und vereinbart hatte.

Die Familie Meindorff besaß in der aufstrebenden Hauptstadt Preußens ein gut gehendes Unternehmen in der Elektrobranche und ein standesgemäß herrschaftliches Stadthaus. Allerdings hatte man Demy für zu jung befunden, um ihr zu erklären, welche Vorteile ihr Vater sich von dieser arrangierten Vermählung seiner ältesten Tochter ins Deutsche Reich erhoffte. Doch ließ die Vehemenz, mit der er das anvisierte Ziel verfolgt hatte, sie zumindest erahnen, dass diese Vorteile nicht unbeträchtlich waren.

In den Augen ihrer Schwester war Demy allerdings alt genug, ihr in Berlin als Gesellschafterin zu dienen – was auch immer sie als solche tun sollte.

Demy wurde durch eine Stimme, die ihren Namen rief, in ihren aufgebrachtten Gedanken und düsteren Überlegungen unterbrochen. Da sie es bei solch unwirtlichem Wetter eigentlich gewohnt war, den Strand für sich allein zu haben, drehte sie sich überrascht und neugierig in Richtung Dünen um, wobei sich ihr Rock schwer und nass um ihre Beine wickelte.

Zu ihrer Verwunderung erkannte sie Tilla, und bei ihrem Anblick brodelte erneut unbändige Wut in ihr auf. Ihre Schwester winkte auffordernd mit einer Hand und signalisierte Demy, dass sie aus dem Wasser und zu ihr hinüberkommen solle.

Im Gegensatz zu der nachlässigen Bekleidung des jüngeren Mädchens trug Tilla Schuhe, hatte sich einen Wettermantel umgelegt und schützte ihre Frisur mit einem um den Kopf geschlungenen Schal.

Die beiden älteren van Campen-Mädchen, Tilla und Anki, waren noch in den Genuss einer vollständigen, gehobenen Ausbildung durch ihre deutsche Mutter und nach deren Tod der ebenfalls deutschen Stiefmutter sowie einer Erzieherin gekommen. Kurz nach dem Tod von Erik van Campens zweiter Frau bei der Geburt ihres jüngsten Kindes, Erik Feddo, hatte die Erzieherin aus unbekanntten Gründen die Familie verlassen. Jedenfalls waren die exquisite Ausbildung und der Hausunterricht von Tilla und Anki zwar vollendet, für Demy und Rika jedoch beides frühzeitig abgebrochen worden.

Dementsprechend frei und ungebunden waren Demy und ihre beiden jüngeren Geschwister aufgewachsen, und da sie anstelle des

Hausunterrichts eine reguläre Schule besuchten, hatten sie viele Schulkameraden

»Was willst du?«, rief Demy ihrer Schwester über das Brausen des Windes und das Donnern der Brandung zu, blieb aber in den schäumenden Wellen stehen. Entweder musste Tilla ebenfalls ins Wasser waten oder sich gegen den Wind brüllend mit ihr unterhalten. Und beides, das wusste Demy, würde Tilla missfallen, da es ihrer guten Erziehung zuwiderlief.

Erneut winkte Tilla, was Demy veranlasste, trotzig ihre Hände in die noch schmalen Hüften zu stemmen, den Kopf leicht schief zu legen und ihre Schwester herausfordernd anzuginsen.

»Demy, es hat doch keinen Sinn, sich gegen bereits getroffene Abmachungen aufzulehnen. Diese Anstellung bei den Meindorffs ist das Beste, was dir passieren kann. Weshalb nur willst du das nicht einsehen?«, rief Tilla schließlich über das Tosen der Wellen hinweg.

»Was soll ich in dieser großen Stadt in einem fremden Land? Nur weil du dort hinziehen und diesen komischen Mann heiraten willst, kannst du nicht von mir verlangen, dass ich mitkomme!«, brüllte Demy zurück, während der Wind kräftig an ihren nassen Kleidern zerrte.

»Ich wünsche es aber, und es ist angebracht! Außerdem wurde deine Anstellung im Hause Meindorff bereits vertraglich geregelt.« Tilla sah sie streng an.

»Papa ist auch nicht mit deinen Plänen einverstanden!«

»Er hat unterschrieben. Das allein zählt!«

»Wie ist es dir bloß gelungen, ihn dazu zu überreden? Er hatte mir versprochen, dass ich nicht fortmuss!« Demys Stimme überschlug sich. Ärger und Enttäuschung brodelten in ihr so wild wie die gischtgekrönten Wellen um sie herum.

Demy sah, wie Tilla tief durchatmete. Das Gesicht ihrer Schwester hatte eine für sie ungewöhnlich rote Farbe angenommen, und das lag nicht nur am scharfen Wind.

»Komm jetzt bitte aus dem Wasser! Ich möchte mich nicht länger brüllend mit dir unterhalten müssen.«

Das Mädchen zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Dann komm du doch zu mir!«

Ihre gerunzelte Stirn zeigte überdeutlich Tillas Missbilligung, aber zu Demys Verwunderung bückte sich ihre Halbschwester tatsächlich und schnürte ihre Stiefeletten auf. Nachdem Tilla sich ihrer Schuhe und der Strümpfe entledigt hatte, schaute sie prüfend den menschenleeren Strand entlang, hob ihren im Gegensatz zum eng geschnürten und mit Spitzen besetzten Oberteil weitfließenden Rock samt Unterrock in die Höhe und stapfte in die Wellen. Ihr erschrockener Ausruf, als sie die Kälte des Wassers spürte, drang bis zu Demy herüber, die erstaunt das Tun ihrer sonst so standesbewussten Schwester beobachtete. Offensichtlich war Tilla die Unterhaltung mit ihr sehr wichtig!

»Meine Güte, ist das kalt!«, japste Tilla.

Demys Lachen wurde vom Wind davongetragen, während Tilla tapfer zu ihr watete, krampfhaft darum bestrebt, ihren Rock nicht den um ihre schlanken weißen Beine platschenden Wellen auszuliefern.

»Demy, vermutlich kannst du heute noch nicht ermessen, wie sehr ich um dein Glück bemüht bin.«

»Dann erkläre es mir!«

»Du würdest es nicht verstehen!« Tilla versteckte ihre Hilflosigkeit hinter einer autoritären Stimme und bedrohlich zusammengezogenen Augenbrauen. Beides wirkte auf die verstimmte Dreizehnjährige allerdings wenig einschüchternd.

»Verstehst du es denn überhaupt selbst?«, hakte das Mädchen unbarmherzig nach.

»Natürlich.«

»Ich möchte nicht fort von hier«, verlegte Demy sich nun aufs Flehen und hoffte, dass Tilla ihren Schmerz erkannte und doch noch nachgab. »Ich lebe gern hier am Meer, in unserem Gutshaus, bei Papa, Rika und Feddo.«

»Du wirst in Berlin viel Neues und Aufregendes kennenlernen. Die Stadt entwickelt sich in rasanter Geschwindigkeit zu einer aufregenden Metropole.«

Unwillig wandte Demy sich ab und ließ ihren Blick über die aufgewühlte Nordsee bis an das rosafarbene Band schweifen, das den Himmel vom Meer trennte. Eigentlich wollte sie all das nicht

mehr hören. Wieder ballte sie wütend ihre Hände, woraufhin Tilla erschrocken zurückwich und beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Mit einem Schreckensruf ließ sie den zusammengerafften Rock fallen, der unbarmherzig der Schwerkraft folgte und ins Wasser sank. Die Wellen zerrten wild an dem weich fließenden, fliederfarbenen Stoff.

Tilla schloss die Augen und atmete mehrmals tief ein und aus, um sich selbst zu beruhigen.

»Welchen Gewinn hast du davon, wenn du uns alle verschacherst?«, fuhr Demy unbeeindruckt fort. »Vergangenes Jahr hast du Anki mit dieser russischen Familie mitgeschickt, und nun lebt sie seit über einem Jahr im kalten, fernen St. Petersburg, und jetzt hast du es auf mich abgesehen!«

»Ich gewinne dabei gar nichts. Aber ihr, du und Anki! Hast du Ankis Briefe nicht gelesen? Sie schreibt mit so viel Begeisterung vom Leben in Russland, davon, dass sie den Zaren Nikolaj II und die Zariza Alexandra gesehen hat. Anki spricht unterdessen recht gut Russisch und fühlt sich in St. Petersburg zu Hause. Sie ist mir dankbar – und das wirst du eines Tages ebenfalls sein!«

Demy, die den Eindruck hatte, dass Tilla sie am liebsten packen, schütteln und anschreien würde, ärgerte sich über deren strengen, aber dennoch beherrschten Tonfall. Andererseits wurde ihr in diesem Moment schmerzlich bewusst, wie gering ihre Chance war, sie umzustimmen. Und zudem – ihr Vater hatte den Vertrag unterzeichnet. Ihr blieb wohl nichts anderes übrig, als sich dem Willen ihrer Schwester und ihres Vaters zu beugen. Ob sie wollte oder nicht – sie musste in das ferne Berlin ziehen.

* * *

Demy fand, sie habe sich wirklich alle Mühe gegeben, doch sie konnte Joseph Meindorff, Tillas Verlobten, nicht leiden. Unter seinem schwarzen, streng nach hinten frisierten Haar lagen dunkle Augen, die ihr allzu kalt und unfreundlich dreinblickten. Der schmale Mund mit dem akkurat geschnittenen Schnurrbart passte in ihren Augen perfekt zu seinem herrischen und arroganten Auf-

treten. Das Mädchen beobachtete gelangweilt, wie Feddo sich aus der Tür in den Garten hinausschlich, während ihr Vater das im Licht der Lampen aufblitzende Glas erhob, um einen Toast auf das Brautpaar auszubringen.

Tilla lächelte Joseph an, der seine Augen jedoch über die überschaubare Anzahl der Anwesenden schweifen ließ. Demy tat es ihm gleich. Seit dem Tod ihrer Mutter hatte es keine Gesellschaften mehr in diesem Haus gegeben und entsprechend zurückhaltend und fremd wirkten die eigens für diesen Tag geladenen Gäste. Demy, die keinen Champagner eingeschenkt bekam, da sie mit ihren 13 Jahren als zu jung befunden wurde, trank ihr Wasser in einem Zug aus. Während die langstieligen Gläser der sich zuprostenden Gäste klingend aneinanderstießen, folgte sie heimlich ihrem Bruder in die Dunkelheit hinaus.

Kalte Feuchtigkeit hüllte sie ein, denn über den vom bleichen Mond beschienenen Wiesen lag ein beinahe dickflüssig erscheinender Nebel. Tagsüber war deutlich der nahe Einzug des Frühlings spürbar, doch des Nachts versuchte der Winter noch immer, sich die Herrschaft über das Land nicht aus den frostigen Fingern reißen zu lassen.

Suchend sah sich das Mädchen nach seinem Bruder um. Dass der siebenjährige Feddo sich in der Runde der Erwachsenen langweilte, konnte sie gut nachvollziehen, doch dass er nicht hinauf in sein Zimmer gegangen war, sondern den Weg in die Nacht hinaus gewählt hatte, machte sie neugierig.

Für den Bruchteil eines Augenblicks glaubte sie einen Schatten zwischen den Kopfweiden am Kanal zu sehen, daher raffte sie ihr neues, aus feiner Seide und Tüll gefertigtes weinrotes Kleid und rannte mit schnellen Schritten zur steil abfallenden Böschung. Die schlanken Zweige der Kopfweiden trugen noch keinen Blätterschmuck, weshalb sie inmitten des dichten Bodennebels wie unheimliche Fabelgestalten aussahen, die sie ergreifen und in das nahezu stehende dunkle Wasser der Gracht zu werfen versuchten.

Demy rümpfte die Nase und kämpfte gegen ihre allzu lebhaftes Fantasie an, ehe sie unter den Ästen durchtauchte, um hinter die lange Reihe knorriger Stämme zu schlüpfen. Der modrige Geruch

von nasser Erde nahm zu, und die Feuchtigkeit drang in ihr dünnes, vornehmes Kleid. Ihr sorgsam aufgestecktes schwarzes Haar kringelte sich um ihre Stirn und in ihrem Nacken zu winzigen Löckchen zusammen.

Was wollte Feddo hier? Das Wasser in der Gracht war tief und eiskalt, zudem bot der steile Abhang keinerlei Halt, sollte der Junge ins Rutschen geraten.

»Hilf mir mal!«

Demy zuckte erschrocken zusammen. Keine fünf Meter von ihrem Standort entfernt machte sie die Silhouette ihres Bruders aus. Er kauerte direkt am Wasser und hatte sein weißes Hemd bis über den Bauchnabel hochgerollt. Irgendetwas schien er darin festzuhalten, und mit der anderen Hand klammerte er sich an ein paar braunen Grashalmen der Böschung fest. Feddo wollte offenbar den Hang wieder hinaufklettern, brachte das mit nur einer freien Hand aber nicht zuwege.

»Was hast du da?«, fragte Demy interessiert, während sie mit vorsichtigen Schritten zwischen dem Abhang und den Weiden hindurch zu ihmeilte.

»Jetzt mach schon!« Feddo suchte sich einen halbwegs festen Stand und reckte ihr kurz seine nasse, schmutzverklebte Hand entgegen, musste sich dann aber schnell wieder festhalten.

»Wenn Papa diesen nächtlichen Ausflug mitbekommt oder sieht, was du mit deinen neuen Kleidungsstücken anstellst ...«

»Wird er schon nicht.«

Wenig überzeugt klammerte Demy sich mit einer Hand an einen der biegsamen Weidenäste, rutschte ein Stück den Abhang hinunter und streckte ihrem Bruder die Rechte entgegen.

Der Siebenjährige fixierte mit den Augen ihre etwa einen Meter von ihm entfernte Hand, ließ das Böschungsgras los, stemmte sich hoch und krallte sich gerade noch rechtzeitig an Demy fest, ehe seine schwarzen Schuhe, die nicht für eine derartige Entdeckungstour gedacht waren, abrutschten. Er sank auf die Knie, ohne seine geheimnisvolle im ehemals weißen Hemd versteckte Beute loszulassen.

Demy stöhnte unter der Last an ihrem Arm, doch sie stemmte

sich mit ihren hellen Satinschühchen in den matschigen Untergrund, und schließlich gelangte Feddo auf die Böschung hinauf.

»Was hättest du getan, wenn ich nicht auf der Suche nach dir gewesen wäre?«, fauchte sie ihren Bruder ungehalten an.

»Dann hätte ich mir was anderes einfallen lassen!«

Demy rümpfte die Nase. Als Feddo das nasse, verschmutzte Hemd ein Stück aufrollte, sah sie, was er darin versteckte: Gut ein Dutzend winzige graugrüne Frösche, die sehr spät im vergangenen Jahr als Laich abgelegt worden sein mussten, weshalb sie sich erst in diesem Frühjahr entwickelt hatten und alle noch ihre Kaulquappenschwänze besaßen.

»Was hast du mit denen vor?« Demys Stimme klang misstrauisch. Immerhin kannte sie Feddos Streiche nur zu gut, zumal sie an den meisten nicht ganz unbeteiligt war.

»Du willst doch hierbleiben, oder?«

Demy nickte nur und betrachtete die winzigen Amphibien. Sie sprangen und kletterten tollkühn übereinander, weshalb Feddo sie schleunigst zurück in das Hemd rollte.

»Du sollst in Berlin Haustochter oder Gesellschafterin für eine Dame in feinen Kreisen sein. Weißt du, was von so einer verlangt wird?« Ihr Bruder sah sie im bleichen Schein des Mondes fragend an.

»Nein. Du?«

»Nein. Aber ich weiß, dass Tilla mit deinem Alter geschummelt hat. Sie gab an, du seist bereits sechzehn Jahre alt. Und ich weiß in jedem Fall, was von einer Gesellschafterin *nicht* erwartet wird!«

Feddo und Demy grinsten sich an.

* * *

Erik van Campen warf einen Blick auf das sorgsam in Stroh verpackte wertvolle Geschirr, das er sich, wie so vieles andere, eigens für den Besuch des Verlobten seiner ältesten Tochter ausgeliehen hatte und jetzt zurückbringen sollte. Einen Augenblick spielte er mit dem Gedanken, die wunderschönen Kostbarkeiten zu behalten, da er seine eigenen seit dem Tod seiner zweiten Frau stück-

weise hatte veräußern müssen. Andererseits würde er bald wieder ins Geschäft kommen und sich neue Märkte erschließen können, sobald durch Tilla die Bande zwischen den van Campens und den Meindorffs erneut geknüpft waren. Seine Geschäftskontakte nach Deutschland hatte er nach dem Tod seiner ersten Frau, einer gebürtigen Meindorff – jedoch aus einer anderen Linie stammend – nicht zu halten vermocht.

Er schüttelte den Kopf und packte die ebenfalls geliehenen wertvollen Brokatkissen beiseite. Solcher Luxus musste warten, bis Tilla verheiratet war und er bei Vertragsverhandlungen und Geschäftsabschlüssen seine neuen Verwandten als Bürgen angeben oder über sie an Investitionsmöglichkeiten gelangen konnte.

Vom Innenhof drangen aufgeregte Stimmen herein; offenbar diskutierte Demy wieder vergebens mit Tilla. Dabei offenbarte sie ihren außergewöhnlich ausgeprägten Wortschatz, den sie sich in ihren gemeinsamen langen Lesestunden mit Anki angeeignet hatte. Das temperamentvolle Mädchen war noch immer nicht bereit, ihre Schwester nach Berlin zu begleiten.

Während er mit einer Hand über den edlen Stoff des obersten Kissens strich, verriet ein Seufzen, wie sehr ihm der Gedanke missfiel, neben Anki und Tilla auch Demy in die Ferne zu schicken. Tilla war durchaus in einem Alter, in dem sie heiraten und ihren eigenen Hausstand gründen sollte, aber Demy war erst 13, viel zu jung für einen dauerhaften Aufenthalt in der Fremde. Sein einziger Trost war, dass ihm die brave, hilfsbereite Rika und der kleine Spitzbube Feddo blieben.

Bei dem Gedanken an seinen Sohn grinste Erik breit. Joseph war einen Tag früher als geplant abgereist – was Erik beträchtliche Kosten einsparte, da er nun das geheuchelte feudale Leben, das seine Finanzen erheblich überstieg, frühzeitig beenden konnte. Ihm war durchaus bewusst, weshalb Feddo und Demy die Froschinvasion in das Zimmer des zukünftigen Gatten ihrer Schwester geschmuggelt hatten. Das Mädchen hatte gehofft, ihre Schwester, in erster Linie aber deren Verlobten davon überzeugen zu können, dass sie als Gesellschafterin für Tilla nicht tragbar war. Doch obwohl Demys schlammverschmutztes Kleid keinen Zweifel daran ließ, wer hin-

ter dem nächtlichen Aufruhr steckte, schob Tilla die Schuld allein Feddo in die Schuhe und bestand auf der Einhaltung des Arrangements.

Erik zog seine buschigen Augenbrauen zusammen. Er wollte die lebensfrohe, wilde Demy gern bei sich behalten, doch Tilla hatte ihm praktisch das Messer auf die Brust gesetzt. Er war gezwungen, sie ziehen zu lassen.

Kapitel 2

*Bei Lübeck, Deutsches Reich,
März 1908*

Laut lachend kippte Hannes Meindorff mitsamt seinem Stuhl nach hinten über. Polternd und krachend schlug er auf dem graugrünen Linoleumboden auf und spürte unsanft, wie sich die Lehne in seinen Rücken bohrte. Doch der Schmerz flaute ebenso schnell wieder ab, wie er gekommen war, sodass er mit den Frauen am Tisch weiterlachte. Leicht benommen – allerdings nicht von seinem Sturz, sondern des Alkohols wegen –, blieb er liegen und betrachtete die dunkle Holzdecke, die Messinglampen, deren elektrische Birnen ein für seinen Geschmack – oder seinen Zustand – zu grelles Licht verbreiteten und den robusten, ebenfalls aus dunklem Eichenholz gefertigten Tresen, an dem sein Kopf haarscharf vorbeigeschrammt war.

Das schrille Lachen eines der Mädchen, die bei ihnen am Tisch gestrandet waren, schmerzte in seinen Ohren. Sein Begleiter Philippe hatte diese eigentümliche Eigenschaft, überall, wo er auftauchte, die Aufmerksamkeit der Frauen auf sich zu ziehen.

Hannes grinste und legte sich bequemer hin. Seit vielen Jahren lebte Philippe in ihrem Haus, trug sogar den Nachnamen Meindorff, doch noch immer wusste Hannes nicht, als was er ihn eigentlich bezeichnen sollte. War er sein Freund oder vielmehr sein Bruder? Pflege- oder Ziehbruder klang umständlich; ein richtiger Bruder war er nicht, davon hatte Hannes zwei und mit beiden konnte er wenig anfangen – wohl aber mit Philippe.

Der junge Mann in der Uniform der Elite-Kadettenanstalt Groß-Lichterfelde¹ hob die Augenbrauen, als ein mächtiger Schatten zwischen ihn und die Lichtquellen an der Decke trat.

Die Person beugte sich über ihn. »Alles in Ordnung?«

»Ja, ja. Ich sammle nur Kraft für die nächsten Stunden«, gab Hannes mit schwerer Zunge zurück und brachte damit den besorgt dreinblickenden Philippe zum Schmunzeln. Der setzte sich neben

ihn auf den Boden, mit dem Rücken gegen die Vertäfelung des TreSENS gelehnt, und streckte die Füße in den hochschäftigen, braunen Armeestiefeln weit von sich. Dunkle Bartstopfeln wucherten in seinem sonnengebräunten Gesicht mit dem kantigen Kinn, das die Frauen so anzog – ebenso wie seine exotische Schutztruppenuniform mit den blauen Ärmelumschlägen, die ihn als Mitglied der deutsch-südwestafrikanischen Truppen auswies.

»Du bist zu grün für diese Menge Alkohol«, rügte Philippe ihn leise.

»Ich bin nur ein paar läppische Jahre jünger als du, das sind also nur ein paar läppische Bier weniger!«, witzelte Hannes, wandte den Kopf und schaute Philippe an. Verwundert stellte er fest, dass dessen Blick vollkommen klar war und nicht verriet, dass er auch nur annähernd zu viel Alkohol abbekommen hatte. Vertrug dieser Kerl denn so viel, oder ... Hannes hatte nicht darauf geachtet, wie viele Gläser Philippe im Laufe des Abends geleert hatte. Womöglich hielt er sich ja noch an seinem ersten Bier fest!

Schweigen senkte sich zwischen die Freunde, und obwohl Hannes' Kopf sich schwerer anfühlte als sonst, liefen seine Gedanken immer weiter, während am Tisch die Runde munter weiterfeierte, ungeachtet der Tatsache, dass die beiden vormals so interessanten Uniformierten fehlten.

Hannes war wütend auf Philippe gewesen, weil der von seinen drei Monaten Heimaturlaub nahezu zweieinhalb in irgendwelchen anderen Ländern zugebracht hatte und nur für die letzten paar Tage nach Hause kommen würde, bevor er nach Afrika zurückkehren musste.

Der Ziehsohn seiner Eltern war schon immer ein unabhängiger Vagabund gewesen, vielleicht, weil er als Kind so oft hin und her geschoben worden war. Philippe eckte ständig überall an, was den dickfelligen jungen Mann aber zumindest nach außen hin nicht zu beeindrucken schien.

Hannes beneidete Philippe um diese Kaltschnäuzigkeit, war er selbst doch ganz anders. Verwöhnt nannten ihn die einen, leichtlebig die anderen. Beides stimmte. Er war privilegiert aufgewachsen und besaß nicht den Ehrgeiz, sich den Regeln und Normen

seines dominanten Vaters, der Gesellschaft oder des Lehrkörpers zu widersetzen. So führte er ein angenehmes Leben, das er zumeist genoss und das vor allem dank Philippe nicht langweilig wurde, dem ständig originelle Abenteuer einfielen und der dennoch zuverlässig dafür sorgte, dass Hannes nicht zu Schaden kam. Aus diesem Grund störte es ihn auch so sehr, dass Philippe den Großteil seines Urlaubs im Ausland verbracht hatte, wenngleich Hannes bewusst war, dass er nicht viel von ihm gehabt hätte, denn immerhin war er selbst ja die meiste Zeit in der Kadettenanstalt kaserniert.

An seinem freien Wochenende hatte er es sich nicht nehmen lassen, Philippe mit seinem nagelneuen Automobil vom Kieler Hafen abzuholen, und nun waren sie irgendwo auf der Strecke zwischen Kiel und Berlin in einem Gasthaus versackt. Nein, *er* war versackt, stellte Hannes mit einem neuerlichen prüfenden Blick in Philippes wache Augen fest.

Er hatte genug davon, irgendwelchen schwer zu sortierenden Gedanken nachzuhängen, also richtete er sich mühsam auf die Ellenbogen auf und stieß seinen Kameraden mit der Stiefelspitze an. »Was hältst du davon, wenn wir uns wieder um die süßen Mädchen kümmern?«

»Ich habe nicht den Eindruck, dass die uns vermissen.«

»Ja, ja, aus den Augen, aus dem Sinn«, kicherte Hannes und schob sich auf die Knie. »Komm schon. Sobald sie dein Antlitz wieder erblicken, wird ihnen schmerzlich bewusst werden, was sie in den letzten paar Minuten versäumt haben.«

»Wenn du meinst«, erwiderte Philippe und klang zu Hannes' Erstaunen reichlich desinteressiert. Dabei war Philippe in ganz Berlin als Frauenheld verschrien und die Väter, die etwas auf die Ehre ihrer Töchter hielten – und das mussten in Preußen fast alle sein, zumindest in Hannes' Bekanntenkreis –, schlossen die jungen Damen inzwischen weg, wenn Philippe in der Stadt war. So jedenfalls war es Hannes zu Ohren gekommen.

Behände sprang Philippe auf, strich sich die Uniformjacke glatt und zog Hannes auf die Beine. Einen Moment lang drehte sich alles vor seinen Augen, doch dieser leidige Zustand legte sich

rasch. Schon bevor er seinen Stuhl wieder aufgestellt hatte, saß eine adrette Brünnette auf Philippes Schoß und bedeckte unter gedämpftem Kichern sein sicher unangenehm kratziges Gesicht mit federleichten Küssen.

Hannes strahlte, als sich zwei Mädchen links und rechts an ihn lehnten und ihn mit ihrer Aufmerksamkeit bedachten, wobei ihn die qualmende Zigarette in der Hand der ansehnlichen Schwarzhaarigen empfindlich störte. Der prickelnde, ja nahezu erhebende Zustand, gleich von zwei Frauen umgarnt zu werden, dauerte jedoch nur so lange an, bis die Tür des winzigen Gastraums so fest gegen die Innenwand knallte, dass die unzähligen leeren und halb gefüllten Gläser auf den Tischen klirrend aneinanderstießen.

In der Tür baute sich ein vierschrötiger Kerl um die vierzig auf, der aufgrund seiner Oberarme als ein körperlich schwer arbeitender Mann zu erkennen war. Schneller noch, als Hannes in seinem leicht benebelten Zustand überhaupt begriff, was da vor sich ging, hatte Philippe die glimmende Zigarette, die die Schwarzhaarige reaktionsschnell unter den Tisch geworfen hatte, ausgetreten. Gleich darauf zerrte Philippe ihn vom Stuhl und stieß ihn in Richtung der Hintertür zum Treppenhaus. Er drückte ihm den Schlüssel für ihr Zimmer in die Hand und raunte: »Verschwinde nach oben!«

»Aber ...«

»Verschwinde, Kadett!«

Hannes gehorchte, und erst als er die Tür hinter sich zuschlug, wurde ihm bewusst, dass Philippe sich einmal mehr schützend vor ihn stellte. Der Eindringling, vermutlich der aufgebrachte Vater der Schwarzhaarigen, sah aus wie ein Schwergewichts-Profiboxer. Hannes' nächste Überlegung war, ob Philippe gezielt den Tisch direkt vor dem Treppenhaus gewählt hatte, da ihm Situationen wie diese geläufig waren.

Wütende und erschrockene Stimmen mischten sich mit dem Scharren von Stühlen über den Linoleumboden, dem folgten ein dumpfer Schlag und das Klirren von Glas, als habe jemand den Tisch umgeworfen.

Noch einmal überlegte Hannes, ob er nicht lieber seinem Freund

beistehen sollte, doch der Offizier in Philippe hatte ihm keine Wahl gelassen. Philippe wollte verhindern, dass er bei dem Zusammenstoß mit dem aufgebrachtten Vater anwesend war, also gehorchte er.

* * *

Gut eine Stunde später – Hannes lag in einer Art Dämmerzustand auf seinem Bett –, öffnete sich die Zimmertür, und Philippe trat ein. Hannes fuhr hoch, musste sich aber am Fenstersims festhalten, um nicht wie von einem Hammer getroffen zurück auf die Matratze zu fallen. Der Alkohol in seinem Blut machte ihm erheblich zu schaffen, allerdings gelang es ihm, einen prüfenden und besorgten Blick auf seinen Kameraden zu werfen. Dieser wirkte erstaunlich aufgeräumt, stellte Hannes fest, wobei er seinen Sinneseindrücken nicht mehr so ganz traute.

»Leg dich schlafen. Du solltest deinen Schädel schonen, wie ich soeben beim Begleichen der Rechnung erfahren habe«, foppte Philippe ihn.

Erleichtert sank Hannes zurück auf das quietschende Metallbett. Sein Freund musste die Situation entschärft haben, denn neben seiner äußerlichen Unversehrtheit klang er gewohnt ruhig.

»Was war denn da unten los?«

»Unterschätze nie das Ansehen eines Offiziers, den Namen Meindorff, die Entschuldigung, dass der Kadett noch ein unreifer Jungspund ist, auf den ich als älterer Bruder selbstverständlich ein wachsames Auge habe, wie auch auf die Mädchen in unserer Begleitung, und unterschätze auf keinen Fall die Wirkung, wenn man das alles dem aufgebrachtten Vater bei einem leckeren Essen und einem guten Tropfen Wein erklärt. Ach, nebenbei bemerkt, es ist auch von Vorteil, dem Wirt unverzüglich zu versichern, dass *du* selbstverständlich für den durch einen berechtigten Ausbruch eines besorgten Familienangehörigen entstandenen Schaden an Möbeln und Gläsern aufkommen wirst.«

»Danke, Freund«, murmelte Hannes, ohne selbst so recht zu wissen, ob er es ironisch oder erleichtert meinte.

Im Gegensatz zu Hannes, der noch mit Stiefeln auf dem Bett

lag, entkleidete Philippe sich bis auf die Unterwäsche und schlüpfte unter die Decke.

»Jetzt hab ich dich um eine Nacht mit der Brünetten gebracht«, brummte Hannes schlaftrunken zu dem anderen Bett hinüber, das er im bläulichen Mondschein nur undeutlich erkennen konnte.

»Wen sollte das stören?«, lautete die eigentümliche Antwort von Philippe, doch Hannes verstand zu dieser späten Stunde ohnehin nicht mehr viel.

Mit dem zufriedenen Lächeln eines Mannes, der wieder einmal aus der strengen Enge seines Elternhauses und den ebenso rigiden Regularien der Militärschule ausgebrochen und ungeschoren davongekommen war, schlief er ein.